

Modische Buchstaben und Wörter

Von Heinrich Zillich

Das hohe C

Seitdem Karl Müller, der mit einem Gemüsekarren angefangen hat, Villa, Auto und Fernsehgerät besitzt, auch gelegentlich die Oper besucht, ist er ein Herr geworden, der Gewicht darauf legt, Anzeichen von Bildung bei sich entdecken zu lassen; infolgedessen schreibt er seinen Vornamen mit C. Seine zwanzigjährige Tochter wurde in einer Zeit geboren, als man Mädchen urdeutsche Namen gab. Ungern, fast mit dem Gefühl, vaterländische Pflichten zu versäumen, hatte er verfügt, daß sie nicht Gudrun, sondern Klementine getauft werde, einer Erbtante zuliebe. Die Spekulation machte sich bezahlt. Das junge Fräulein kann heute von Party zu Party flattern, es spricht englisch aus der Kehle und französisch aus der Nase, segelt und reitet, bringt in bunten engen Hosen gar zu kurz geratene Beine vortrefflich zur Schau und heißt jetzt Clementin mit C und ohne e am Ende.

Von ihren Brüdern hat es Claus mit C nicht so gut wie Konrad, der sich durch zwei Buchstaben verfeinern konnte und sich zum Conrat mit C und t verwandelte. Nur der Firma wegen erlaubt Claus es sich noch nicht, seinen Familiennamen auf delikate Weise mit ue zu schreiben, aber er hofft, es wagen zu dürfen, sobald er zum Herrscher seiner Branche aufsteigt. Conrat studiert, allerdings ziemlich erfolglos, und träumt nicht selten davon, die ordinäre Schale eines landläufigen Müller zu entpöbeln, indem er sich in einen Mueler mit ue und einem l veredelt, und ue dürfe nicht als ü gelesen werden.

Diese Kaufmann Müllers sind nicht etwa Sonderlinge, die eigene Wege beschreiten; sie wissen durchaus, was eine Bilanz bedeutet, sie stehen mit festen Beinen auf Plattformen. Conrat wird niemals Doktor werden, er wird nach vier verbummelten Semestern wie Claus ins Geschäft eintreten, neben der Oper noch das Schauspiel besuchen, wacker verdienen und an der Managerkrankheit sterben.

Nein, die Müllers sind normale Leute; sie tun nur, was alle tun, nämlich das, was für vornehm gilt bei den Sklaven der Mode. Sie sind angesteckt von der Verachtung des schönen Buchstaben K. Die Verachtung wuchs nicht auf ihrem Mist; sie breitet sich wie eine Seuche von Hamburg bis Wien aus und erhebt das viel weniger schön geformte C gleichsam zum hohen C eines Vornamens, der leider mit K beginnt.

Kein Lehmann brächte es heute fertig, wenn er vornehm ist, sich so vornehm wie Fürst Metternich zu betragen, den das K in seinem Vornamen Klemens nicht störte.

Da hörte ich neulich, wie ein Bub zu einem anderen sagte: „Heißt du wirklich Kurt?“

„Ja.“

„Pfui! So heißen nur alte Männer!“

„Aber ich heiße doch Curd mit C am Anfang und d am Ende!“

„Na, dann darfst du mit uns spielen!“

„Ich darf“

„Ich darf Ihnen mitteilen, daß Ihre Angelegenheit geprüft wird“, schreibt ein Bundesminister einem Gesuchsteller.

„Ich darf Sie, meine Herren, als Gäste begrüßen“, ruft der Bürgermeister den Teilnehmern eines Kongresses zu.

„Ich darf dir sagen, daß ich dich liebe“, flüstert der Jüngling seiner Begleiterin an der Bartheke ins Ohr.

Alle beginnen mit „ich darf“, als hätten sie, um sich zu äußern, vorher die Erlaubnis eines Vorgesetzten einholen müssen, was in keinem dieser Fälle zutrifft.

Kaum ein Redner unterläßt es heute, wichtige Sätze mit dem sinnlosen „ich darf“ einzuleiten, und selbst in Briefen bisher kultivierter Leute nistet sich die blöde Floskel ein, die im Alltagsdeutsch wie eine Krätze fortwuchert.

Ihre Herkunft ist nicht schwer zu entdecken. Untergebene, die ihre Chefs vertreten, erklären zu Recht, sie dürften in dessen Namen sprechen. Aber wenn wir befugt sind, die eigene Meinung vorzutragen und es mit der Versicherung „ich darf“ tun, entwerten wir uns, wir machen uns, offenbar aus falsch verstandener Höflichkeit, klein, als hätten die Angesprochenen uns gestattet zu reden; darum empfängt die Floskel den Beigeschmack einer unaufrichtigen Vertraulichkeit; sie wird aufdringlich, sie rückt den Zuhörern auf den Leib. Um wieviel hübscher und sinnvoller sind die alten Phrasen: „Ich habe die Ehre“ oder „Ich bin erfreut“ oder der schlichte Satzanfang „Ich kann Sie begrüßen“ oder „Ich kann Ihnen mitteilen“!

Die Wendung „Ich darf“ stammt aus jenen bösen trüben Jahren nach 1945, als kein deutscher Beamter ohne das Nicken fremder Machthaber etwas zu entscheiden oder zu äußern vermochte. Damals entsprach die Beteuerung „Ich darf“ der Wirklichkeit. Jetzt enthüllt sich in ihr — und damit würde sie entsetzlicherweise auch wahrhaft — vielleicht bloß die innere, aber freche Unsicherheit der in ihrer Niederlage geradezu schwelgenden Deutschen.

Ganz anders verhält es sich, wenn man „dürfen“ in einem Fragesatz verwendet. „Darf ich Sie begrüßen?“, „Darf ich dir sagen?“, das sind Wendungen, in denen sich die Achtung vor dem Abstand, der zwischen Menschen unangetastet bleiben muß, sprachlich rein ausprägt.

„Ich darf“ wirkt wie eine grobe Anbiederung, „Darf ich?“ wie eine Verneigung.

„In etwa“

Mit kaninchenhafter Flinkheit vermehrt sich die Zahl der Redner und Schreiber, die sich darin gefallen, das Wort „etwa“, das gleichbedeutend ist mit „ungefähr“, aber nicht in jedem Fall dafür verwendet werden kann, mit dem Wörtchen „in“ zu koppeln. Dabei kommen Sätze wie dieser zustande: „Was du meinst, stimmt in etwa“. — Da stimmt freilich nichts, denn wohl stimmt etwas ungefähr, nicht aber „etwas in etwa“. „In etwa“ ist ein scheußlicher Wechselbalg.

„In etwa drei Tagen bin ich bei dir“ — ja, das kann man sagen, weil sich „in“ auf „Tage“ bezieht und nicht auf „etwa“, doch „in etwa“ recht haben, heißt höchstens „etwa recht haben“, und auch das ist kein gutes Deutsch.

Soll, was du meinst, „in etwa“ gelten dürfen, so mußt du auch zugestehen, daß es „in kaum“ oder „in beinahe“, „in fast“ und „in selten“ gelte, jedenfalls aber ist „in etwa in nie“ richtig.

Anläßlich

Nichts ohne „anläßlich“! Man trifft sich heute nicht beim Abendschoppen, sondern anläßlich dessen. „Anläßlich unseres Wiedersehens sagte er ...“ Wieso „anläßlich“? Anläßlich heißt: infolge eines Beweggrundes. Zwischen Anlaß und Tun oder Sprechen besteht ein unmittelbarer Zusammenhang. Der fehlt, wenn jemand beim Wiedersehen bloß irgendetwas sagt. Man kann nicht anläßlich der Ostern daran erinnern, daß man zu Pfingsten nach Garmisch fahre.

„Anläßlich der Geburt meiner Tochter besoff ich mich“ — ja, das läßt sich — ich zögere — sagen, wenngleich es besser wäre, einfach zu reden, etwa: „nach“ oder „wegen“ „der Geburt meiner Tochter besoff ich mich“.

„Anläßlich der Verlobungsfeier ihres Sohnes erlauben sich einzuladen ...“ Ganz schlecht! Man ladet zur Verlobungsfeier ein. Man veranstaltet keinen Empfang anläßlich Opas 80. Geburtstag, sondern zum. Man trifft sich nicht anläßlich des Balles, sondern

auf dem Ball. Man wünscht nicht Vergnügen anlässlich der Festwochen, sondern zu, bei oder an den Festwochen.

Anlässlich meines Ärgers anlässlich solcher Anlässlichkeiten bin ich dafür, dieses Wort zu verbannen und uns zu bereichern mit einer Fülle besserer Ausdrücke: bei, beim, wegen, infolge, während, zu, zum, zur, auf, an. Das Volk verwendet sie. Nur die spracharm gewordenen Gebildeten meinen, „anlässlich“ sei schick.

Frau Gemahlin

Es stockt mir stets der Atem vor unterdrücktem Lachen, wenn irgendwer — oft ein Südostdeutscher — mir seine Ehegefährtin als „meine Frau Gemahlin“ vorstellt. Oh, ich weiß, diese Verdoppelung derselben Bezeichnung gilt bei manchen für vornehm. Wird da die Frau durch die Gemahlin erhöht oder die Gemahlin durch die Frau? Warum nicht Frau Gattin oder Gattin Gemahlin oder Gemahlin Frau, Gattin Frau oder gemahlene Gattin, gegattete Frau Gemahlene? Mir dreht sich im Kopf.

Wie sagen Bauern? Meine Frau! Wie Fürsten? Meine Frau! Wie ein Kaisersohn, den ich kenne? Meine Frau! Wie die Ehefrauen? Etwa: mein Mann Gemahl, mein Gatte Mann? Sie sagen: mein Mann! Einige auch — und da lächelt man —: mein Gatte. Nicht eine sagt: mein Gemahl, wie es noch in Romanen und Dramen bis 1850 geschah. Freilich für die Ungarinnen ist ihr Mann: „Mein Herr“, aber das meinen sie nicht ganz ehrlich, denn sich für folgsamere Ehefrauen zu halten als andere Gemahlinnen, fiel ihnen noch nicht ein.

Wer mag „Frau Gemahlin“ erfunden haben? Kein Bauer, kein Fürst. Wahrscheinlich ein dicker Wiener Bürger zu Raimunds Zeit, und dann wurde diese selbstgefällige Galanterie kostenlos verbreitet bis Lemberg und Temeschburg.

Artikulieren

Wenn eine gewisse Sorte reformensüchtiger Intellektueller in Westdeutschland redet, ist es genau ein solches Partei-Chinesisch wie die langweiligen ideologischen Phrasen in den Zeitungen des Ostblocks. Hier ist man „frustriert“, dort dialektisch, beidemale ist's eine Verödung. Dort wie hier hat sich eine Art zu sprechen entwickelt, die nichts vermittelt als Schlagwörter, an denen man nicht rütteln darf und die das Denken ersetzen: das Rüstzeug von Blinden, die sich hellsehtig wähnen. Ich erlebte in meinem Leben schon etliche Herrschaftsordnungen, doch nie gab es, bis heute, ein so hanebüchen lederne, unanschauliches, unsinnliches Geschwätz bei Leuten, die sich einbilden, den Stein der Weisheit verschluckt zu haben.

Indessen, wie Blätter im Herbst fallen von den Zungen die Modewörter nach einer Weile ab. Kein Avantgardist hebt sie dann auf. „Frustration“ vergilbt schon, und vor kurzem galt als Hinterwäldler, wer dies nicht immer richtig ausgesprochene Wort mied; es war die Kennmarke von Snobs und tatenlosen Revoluzzern, die sich so bedeutsam fühlen, wie sie langweilig sind; inzwischen wurden sie selber unmodern; nur merken sie es noch nicht.

Doch ein Wort lebt noch weiter — *artikulieren*. Es bedeutet: Wörter oder Sätze deutlich aussprechen mit richtiger Betonung. Daraus hat man etwas Werthafteres gemacht; artikulieren soll nun heißen: Gedanken verdeutlichen, Einsichten veranschaulichen, Erkenntnisse äußern — dies sind nur wenige der sich anbietenden deutschen Ausdrücke für die Sinnverschiebung, aber darauf kommt es gar nicht an, sondern lediglich darauf, daß wer „artikulieren“ sagt, sich fühlt, als sagte er etwas Besonderes, bis ihn morgen ein anderes Fremdwort als Zeichen des „In“-Seins beglückt.

Am meisten verblüfft, daß sogar mancher sprachfähige und kluge Mensch diese Modewörter verwendet, und das ist schlimm, denn dadurch könnten sie sich wirklich in die Sprache einnisten wie schon viele törichte Ausdrücke.

Modische Buchstaben und Wörter

Das vornehme C

Seitdem Karl Müller, der mit einem Gemüsekarren angefangen hat, Villa, Auto und Fernsehgerät besitzt, auch gelegentlich die Oper besucht, ist er ein Herr geworden, der Gewicht darauf legt, Anzeichen von Bildung bei sich entdecken zu lassen; infolgedessen schreibt er seinen Vornamen mit C. Seine zwanzigjährige Tochter wurde in einer Zeit geboren, als man Mädchen urdeutsche Namen gab. Ungern, fast mit dem Gefühl, vaterländische Pflichten zu versäumen, hatte er verfügt, daß sie nicht Gudrun, sondern Klementine getauft werde, einer Erbtante zuliebe. Die Spekulation machte sich bezahlt. Das junge Fräulein kann heute von Party zu Party flattern, es spricht englisch aus der Kehle und französisch aus der Nase, segelt und reitet, bringt in bunten engen Hosen gar zu kurz geratene Beine vortrefflich zur Schau und heißt jetzt Clementin mit C und ohne E am Ende.

Von ihren Brüdern hat es Claus mit C nicht so gut wie Konrad, der sich durch zwei Buchstaben verfeinern konnte und sich zum Conrat mit C und T verwandelte. Nur der Firma wegen erlaubt Claus es sich noch nicht, seinen Familiennamen auf delikate Weise mit ue zu schreiben, aber er hofft, es wagen zu dürfen, sobald er zum Herrscher seiner Branche aufsteigt. Conrat studiert, allerdings ziemlich erfolglos, und träumt nicht selten davon, die ordinäre Schale eines landläufigen Müller zu entpöbeln, indem er sich in einen Mueller mit ue und einem l veredelt, und ue dürfe nicht als ü gelesen werden.

Diese Kaufmann Müllers sind nicht etwa Sonderlinge, die eigene Wege beschreiten; sie wissen durchaus, was eine Bilanz bedeutet, sie stehen mit festen Beinen auf festen Füßen. Conrat wird niemals Doktor werden, er wird nach vier verbummelten Semestern wie Claus ins Geschäft eintreten, neben der Oper noch das Schauspiel besuchen, wacker verdienen und an der Managerkrankheit sterben. Wein, die Müllers sind normale Leute; sie tun nur, was alle tun, nämlich das, was für vornehm gilt bei den Sklaven der Mode. Sie sind angesteckt von der Verachtung des schönen Buchstaben K. Die Verachtung wuchs nicht auf ihrem Mist; sie breitet sich wie eine Seuche von Hamburg bis Wien aus und erhebt das viel weniger schön geformte C gleichsam zum hohen C eines Vornamens, der leider mit K beginnt.

Kein Lehmann brächte es heute fertig, wenn er vornehm ist, sich wie Fürst Metternich zu betragen, den das K in seinem Vornamen Klemens nicht störte.

Da hörte ich neulich, wie ein Bub zu einem anderen sagte: "Heißt du wirklich Kurt?"

"Ja".

"Pfui! So heißen nur alte Männer!"

"Aber ich heiße doch Curd mit C am Anfang und D am Ende!"

"Na, dann darfst du mit uns spielen!"

"Ich darf"

"Ich darf Ihnen mitteilen, daß Ihre Angelegenheit geprüft wird". schreibt ein Bundesminister einem Gesuchsteller.

"Ich darf Sie, meine Herren, als Gäste begrüßen", ruft der Bürgermeister den Teilnehmern eines Kongresses zu.

"Ich darf dir sagen, daß ich dich liebe", spricht in einem Roman der Jüngling zu seiner Begleiterin an der Bartheke.

Alle beginnen mit "ich darf", als hätten sie, um sich zu äußern, vorher die Erlaubnis eines Vorgesetzten einholen müssen, was in keinem dieser Fälle zutrifft.

Kaum ein Redner unterläßt es heute, wichtige Sätze mit dem sinnlosen "ich darf" einzuleiten, und selbst in Briefen bisher gebildeter Leute nistet sich seit etlichen Jahren die blöde Floskel ein, die im Alltagsdeutsch wie eine Krätze fortwuchert.

Ihre Herkunft ist nicht schwer zu entdecken. Untergebene, die ihre Chefs vertreten, erklären zu Recht, die dürften im Namen ihres Auftraggebers sprechen. Aber wenn wir befugt sind, die eigene Meinung vorzutragen und es mit der Versicherung "ich darf" tun, entwerthen wir uns, wir machen uns, offenbar aus falsch verstandener Höflichkeit, klein, als hätten die Angesprochenen uns gestattet zu reden; darum empfängt die Floskel den Beigeschmack einer unausdrücklichen Vertraulichkeit, sie wird aufdringlich, sie rückt den Zuhörern auf den Leib. Um wieviel hübscher und sinnvoller sind die herkömmlichen Phrasen: "Ich habe die Ehre" oder "Ich bin erfreut" oder der schlichte Satzanfang: "Ich kann Sie begrüßen" oder "Ich kann Ihnen mitteilen"!

Die Wendung "Ich darf" stammt vielleicht aus jenen trüben Jahren her, als kein deutscher Beamter ohne den Willen fremder Machthaber etwas zu entscheiden oder zu äußern vermochte. Damals entsprach die

Beteuerung "Ich darf" der Wirklichkeit. Jetzt berührt sie peinlich. Oder enthüllt sich in ihr - und damit wäre sie wahrhaft - bloß die innere Unsicherheit der heutigen Deutschen?

Ganz anders verhält es sich, wenn man das Wort "dürfen" in einem Fragesatz verwendet. "Darf ich Sie begrüßen?", "Darf ich dir sagen?" - das sind Wendungen, in denen sich die Achtung vor dem Abstand, der zwischen Menschen unangetastet bleiben muß, sprachlich rein ausprägt.

"Ich darf" wirkt wie eine grobe und zugleich unsichere Anbiederung, "Darf ich?" wie eine Verneigung

"In etwa"

Mit kaninchenhafter Flinkheit vermehrt sich die Zahl der Redner und Schreiber, die ein Gefallen daran finden, das Wort "etwa", das gleichbedeutend ist mit "ungefähr", aber nicht in jedem Fall dafür verwendet werden kann, mit dem Wörtchen "in" zu koppeln. Dabei kommen Sätze wie dieser zustande: "Was du meinst, stimmt in etwa".

Da stimmt freilich nichts, denn wohl stimmt etwas ungefähr, nicht aber "etwas in etwa".

"In etwa" ist ein scheußlicher Wechselbalg.

"In etwa drei Tagen bin ich bei dir" - ja, das kann man sagen, weil sich "in" auf "Tage" bezieht und nicht auf "etwa", doch "in etwa" recht haben, heißt höchstens "etwa recht haben", und auch das ist kein gutes Deutsch.

Soll, was du meinst, "in etwa" gelten dürfen, so mußt du auch zugestehen, daß es "in kaum" oder "in beinahe", "in fast" und "in selten" gelte, jedenfalls aber ist "in etwa in nie" richtig.